

(Senkung der Lohnnebenkosten zum Beispiel) und massiven Druck auf die Löhne »wettbewerbsfähig« zu bleiben oder zu werden, ist es kein Wunder, wenn die armen Länder einen wie auch immer gearteten Druck der reichen Länder, die sozialen Standards in den armen Ländern auszubauen, als eine neue Variante des Kampfes der Reichen um Weltmarktanteile ansehen. Glaubwürdig wären Forderungen der Industrieländer zum beschleunigten Aufbau sozialer Absicherung, des Verbots der Kinderarbeit oder der Einhaltung von Umweltschutzstandards nur, wenn diese Länder für die Einhaltung dieser globalen Standards zahlen. Das heißt: Die westlichen Länder haben ihren heutigen Wohlstand im Hinblick auf Konsumgüter zu einem erheblichen Teil der Ausbeutung von Menschen und der Umwelt in der Vergangenheit zu verdanken. Wer den armen Ländern diesen Weg nehmen will, muss bereit sein, sich für den Gewinn an globalem Nutzen, der damit verbunden ist, finanziell in Anspruch nehmen zu lassen. Tut er das nicht, ist er nur zynisch und verliert seine Glaubwürdigkeit. Forderungen zur Einhaltung sozialer Standards oder von Umweltstandards gehören daher vor die Internationale Arbeitsorganisation (ILO), die UNO, die UNESCO oder sollten in der Welthandels- und Entwicklungskonferenz (UNCTAD) diskutiert werden; sie dürfen aber nicht in die Verhandlungen der Welthandelsorganisation (WTO) Eingang finden.

Insgesamt gesehen führt die Diskussion in den Industrieländern um die Einhaltung von Menschenrechten sowie um Sozial- und Umweltstandards in den Entwicklungsländern in Verbindung mit internationalem Handel nicht weiter. Die Einhaltung von Menschenrechten sollte immer wieder angemahnt und auf die Vorteile dieser Einhaltung auch und gerade unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten verwiesen werden. Menschenrechte gleich welcher Art durch wirtschaftlichen Druck durchzusetzen, ist moralisch fragwürdig, höchstwahrscheinlich wenig effizient und verleitet zum Missbrauch. Die sozialen Standards werden sich in den Entwicklungsländern mit der Zunahme der Produk-

tivität letztlich verbessern, selbst wenn der Weg dorthin langwierig und steinig ist. Untersuchungen internationaler Organisationen zeigen aber, dass in den erfolgreichen Schwellenländern – wie früher in den Industrieländern – die Reallöhne in der Regel im Einklang mit der Produktivität steigen. Das ist genau das, was notwendig ist. Die westlichen Länder oder die westlichen Gewerkschaften können die Entwicklungsländer beraten, welcher konkrete Weg der sozialen Absicherung und der Erhöhung des Lebensstandards sinnvoll ist, wenn Realeinkommenspotenziale durch Produktivitätssteigerung zur Verfügung stehen. Entscheiden müssen diese allein.

Die chinesische Gefahr

Ich habe auf meinen vielen Reisen nach China in den letzten acht Jahren viele unterschiedliche Erfahrungen gemacht und viele unterschiedliche Menschen getroffen und Meinungen gehört. Nichts, aber auch gar nichts davon rechtfertigt die Angst vor der chinesischen Gefahr, die man in Europa und Deutschland in den letzten Jahren beobachten kann.

Der chinesische Drache ist aufgewacht und droht die halbe Welt zu verschlingen. So oder ähnlich könnte man die Mehrzahl der Beiträge auf einen Nenner bringen, die in der westlichen Welt dem Thema China gewidmet werden. Buchstäblich alles in China läuft falsch – zumindest wenn man den Chefkomentatoren der europäischen Medien glaubt: Demokratie Fehlanzeige, Menschenrechte nicht gewährleistet, Umweltschutz ungenügend, Außenhandel unfair, Wechselkurs manipuliert. Ja aus Deutschland wurde im Frühjahr 2008 sogar allen Ernstes die Gefahr beschworen, die chinesische Regierung werde die Olympischen Spiele »zu perfekt« organisieren und damit die Schwächen des Systems übertünchen.

Dass es in China keinerlei demokratische Tradition gibt, dass

die ganze Gesellschaft seit Jahrtausenden streng hierarchisch organisiert ist, dass die Liberalität im Innern trotz aller Mängel enorm zugenommen hat, dass es in einem Jahrzehnt gelungen ist, ein paar hundert Millionen Menschen aus schlimmster Armut zu befreien, dass es auch in den Großstädten Chinas keine gewaltigen Slums gibt, dass man große Anstrengungen im Umweltschutz unternimmt – all das wird schnell unter den Teppich gekehrt, um das große Bedrohungsszenario aufrechterhalten zu können.

Dennoch bleibt die wirtschaftliche Entwicklung Chinas eine Erfolgsgeschichte, für die man ohne Weiteres den in Deutschland so beliebten Begriff des Wunders verwenden kann. Waren nicht auch in Deutschland nach 20 Jahren Wirtschaftswunder die Flüsse verdreckt und der Himmel über der Ruhr schwarz? Waren nicht auch in Deutschland die Neureichen wie Pilze aus dem Boden geschossen und war das viel beschworene Wunder nicht doch an vielen vorbeigegangen? Mittlerweile beginnt man in China – und das gilt in der Tat auch für viele, die politische Verantwortung tragen – zu verstehen, dass ohne Umweltschutz und ohne bessere soziale Absicherung der Ärmsten das Wachstum schnell an natürliche und politische Grenzen stoßen kann. Gerade weil das Land so viele Menschen ernähren und versorgen muss, wird es früher als andere gezwungen sein, sein explosives Wachstum nach vielen Seiten abzusichern.

Am unheimlichsten scheint für Deutsche die Vorstellung zu sein, dass die kommunistische Partei noch immer die Fäden der Macht in Händen hält und das Land dennoch das größte Wirtschaftswunder aller Zeiten zustandegebracht hat. Das gilt offenbar als Beweis dafür, dass etwas nicht mit rechten Dingen zugehen kann. Wozu feiert man in Deutschland die »Befreiung« durch Ludwig Erhard, wenn ein offiziell kommunistisches Regime ohne Weiteres das Gleiche schafft?

In der Tat, der wirtschaftliche Erfolg der letzten Jahrzehnte ist mehr als beeindruckend. 1990 lag das chinesische Einkommen

pro Kopf bei etwa einem Drittel des Einkommens anderer Entwicklungsländer und bei nur 1,6 Prozent des durchschnittlichen Einkommens in den größten sieben Industrieländern. Im vergangenen Jahr hatte China die anderen Entwicklungsländer fast eingeholt und erreichte schon über 6 Prozent des Einkommens der reichen Nationen. In den letzten 15 Jahren lag die chinesische Wachstumsrate bei 10 Prozent pro Jahr und das Exportwachstum schlug alle Rekorde. Chinas Anteil am Welthandel mit verarbeitenden Produkten ist von 3,3 Prozent Mitte der 90er Jahre auf mittlerweile 11 Prozent angestiegen.

Was Deutschland am meisten verstört: In absoluten Werten haben die chinesischen Exporte fast das deutsche Niveau erreicht, was tatsächlich den Titel des »Exportweltmeisters« für Deutschland gefährdet. Nichts illustriert die Chinaphobie besser als dieser absurde Vergleich. Sollte China tatsächlich den absoluten deutschen Wert im Jahr 2009 erreichen, wird jeder Chinese ein Exportvolumen von 1 000 Dollar »sein Eigen« nennen können, jeder Deutsche aber immer noch 16 000 Dollar.

Was meist völlig vernachlässigt wird, ist die Tatsache, dass ein großes aufholendes Land wie China ein unvergleichliches wirtschaftliches Potenzial für viele Länder der Welt bietet. Das gilt zum einen für direkte Exporte dorthin. Der Anteil der Importe Chinas am weltweiten Importvolumen hat sich in den vergangenen zehn Jahren fast verdreifacht und liegt mittlerweile bei rund 7 Prozent. Unter anderem durch die chinesische Nachfrage induzierte Rohstoffpreissteigerungen haben viele Produzenten dieser Produkte in Entwicklungsländern zum ersten Mal seit Jahrzehnten positive Außenhandelsdaten beschert.

Die Industrieländer profitieren vor allem durch eigene Investitionen in diesem Land. China hat mehr ausländische Direktinvestitionen angezogen als irgendeine andere sich entwickelnde Region. In den vergangenen Jahren kamen 60 bis 70 Prozent aller chinesischen Exporte von Firmen, die in der Hand westlicher Muttergesellschaften sind. Das sieht man in China selbst

durchaus mit gemischten Gefühlen, weil das, was ein Entwicklungsland am dringendsten braucht, nämlich technologisches Wissen, dabei oft nicht in einer Weise an das Gastland weitergegeben wird, wie das vor dem Hintergrund der dringenden Entwicklungsbedürfnisse wünschenswert wäre. Wenn dann die ausländischen Investoren noch heftig darüber klagen, dass das Gastland sich erdreistet, Technologien und Produkte zu kopieren, darf man nicht auf großes Verständnis der Gastgeber hoffen. Aufholen bedeutet nun einmal in erster Linie zu kopieren, was es schon gibt, anstatt das Rad ständig neu zu erfinden.

Weil China so große Sprünge in seiner Technologie und in seiner Produktivität machen konnte, haben seine Bewohner auch große Sprünge in ihrem Konsum machen können. Der private Verbrauch ist in China zwischen 1995 und 2006 preisbereinigt um 7 Prozent pro Jahr gestiegen, weil auch die Löhne massiv zugelegt haben. Es ist also nichts dran an dem Vorwurf, China beute seine Arbeiter systematisch aus und lasse keine Lohnerhöhungen zu. Inzwischen ziehen sich einige westliche Firmen schon wieder aus China zurück, weil ihnen der Standort zu teuer geworden ist. Dass das Lohnniveau gleichwohl immer noch weit unter dem in den am höchsten entwickelten Ländern liegt, versteht sich von selbst und spiegelt lediglich das Niveau der Produktivität, das, trotz vieler Fortschritte im Einzelnen, in der Gesamtwirtschaft auch noch sehr niedrig ist.

Insgesamt gesehen gibt es keinen Grund, wegen des chinesischen Aufholens in Panik zu verfallen. Es ist genau umgekehrt: Solange das Land rasch aufholt, bietet es seiner Bevölkerung im eigenen Land Entwicklungsperspektiven und zwingt kaum jemanden, das Glück außerhalb der eigenen Grenzen zu suchen. Für viele andere Länder wird China auf lange Zeit der wichtigste Markt werden. Anders als uns viele Panikpropheten weismachen wollen, stehen folglich die 700 Millionen arbeitsfähigen Chinesen keineswegs bereit, um unseren Arbeitsmarkt zu überfluten und unsere Löhne gegen null zu drücken. Die Menschen bleiben

selbst bei großen absoluten Unterschieden in den Lebensverhältnissen gerne in ihrer Heimat, wenn sie einen Arbeitsplatz haben und ihr Einkommen kräftig steigt. Die chinesische Regierung wird mit steigendem Wohlstand mehr Demokratie zulassen müssen und die Menschenrechte werden den ihnen angemessenen Platz erhalten, so wie das auch in anderen sich entwickelnden Regionen der Fall war, man denke nur an die anderen erfolgreichen asiatischen Staaten oder Lateinamerika, wo eine solche Entwicklung, wenngleich mit vielen Rückschlägen, immer wieder zu beobachten war. Es ist vermessen und sinnlos, aus sicherer Entfernung anzumahnen, dass das quasi über Nacht zu geschehen habe.

Bei einem Abendessen im Jahr 2007 hat der Bürgermeister von Shanghai stolz berichtet, dass in seiner Stadt 13 Millionen Menschen dauerhaft leben und schätzungsweise 18 Millionen sich tagtäglich aufhalten, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Dennoch gibt es kein gravierendes Wohnungsproblem, außer dem, dass in einigen besonders hervorgehobenen Lagen am Fluss die Bodenpreise ins schier Unermessliche steigen. Die Arbeitslosigkeit liegt bei deutlich unter 5 Prozent. Das Realeinkommen der Arbeitnehmer hat sich im Durchschnitt in den vergangenen zehn Jahren weit mehr als verdoppelt.

Weil China so dramatisch schnell wächst und damit neue und immer mehr Arbeitsplätze schafft, passiert genau das Gegenteil dessen, was die Untergangspropheten vorhersagen: Die chinesischen Arbeitskräfte treffen nicht auf eine stagnierende Arbeitsnachfrage, was die Löhne drücken würde, sondern die industrielle Aktivierung immer neuer Millionen von früher meist in der Landwirtschaft beschäftigten Menschen ist Folge des wirtschaftlichen Booms im eigenen Land. Dieser Boom bringt zugleich eine äußerst kräftige Steigerung der Entlohnung von chinesischer Arbeit mit sich und keineswegs einen Druck auf die Löhne.

Mit ziemlicher Sicherheit kann man sogar sagen, dass China

mit seiner schnell wachsenden Wirtschaft inzwischen weit mehr Deutschen einen Arbeitsplatz verschafft oder sichert als die stagnierende deutsche Wirtschaft chinesischen Arbeitskräften, was die Weltsicht so mancher hiesiger Politiker oder Journalisten auf den Kopf stellt. Es ist sicher kein Zufall, dass man in Shanghai an jeder dritten Ecke einen original bayrischen Biergarten entdeckt, der bayrisches Bier und Schweinshaxen mit Kraut anbietet. Und es ist auch kein Zufall, wenn mich eine chinesische Mitarbeiterin auf einer Fahrt durch Peking darauf hinweist, dass von den gerade im Radio gehörten Werbespots drei Viertel deutsche Produkte angepriesen haben. In der Tat ist kaum eine andere Volkswirtschaft der Welt in ähnlich intensiver Weise am Aufbau in China beteiligt wie die deutsche.

Auch darüber, dass China einen großen Überschuss der Exporte über die Importe aufweist, mag man in Amerika, wo es genau umgekehrt ist, klagen. Deutschland, das nach China mit nur geringem Abstand für den zweitgrößten Überschuss in der Welt verantwortlich ist, sollte sich mit Kritik an China weise zurückhalten. Angesichts der oben erwähnten Tatsache, dass die Mehrzahl der »chinesischen« Exporte von Tochtergesellschaften ausländischer Firmen stammen, wäre es sicherlich eine interessante Frage, zu untersuchen, welchen Anteil deutsche Firmen neben ihrem eigenen Exportüberschuss auch noch am chinesischen Überschuss haben.

Solange jedenfalls nicht genauso viele chinesische Firmen in Deutschland tätig sind, wie deutsche in China, ist die in den Medien und in der Politik verbreitete Angstmake vor China politisch dumm, wirtschaftlich falsch und – vor dem Hintergrund der viel beschworenen Entwicklungspartnerschaft zwischen den reichen und den ärmeren Nationen – einfach heuchlerisch.

Wettkampf der Nationen

In der großen Marktrevolution der vergangenen Jahrzehnte ist vieles untergegangen – erstaunlicherweise auch das Verständnis dafür, was unternehmerischer Wettbewerb ist. Zwar reden alle vom Wettbewerb, aber wenn man genauer hinschaut, dann meinen die meisten, es herrsche Wettbewerb, wenn die Unternehmen machen können, was sie wollen, und die Nationalstaaten sich in einem permanenten Wettkampf befinden, der zum Ziel hat, den Unternehmen jeweils bessere Bedingungen als der Nachbar zu bieten. Dass es sich hierbei um die Pervertierung der Idee des Wettbewerbs handelt, weiß heute offensichtlich kaum noch ein Ökonom.

Niemand sollte die Bedeutung des unternehmerischen Wettbewerbs kleinreden. Nicht nur erfolgreiche große Unternehmerpersönlichkeiten wie Werner von Siemens, Robert Bosch oder Gottfried Daimler haben herausragende Leistungen auch für die Gesellschaft erbracht, sondern ebenfalls die vielen engagierten mittelständischen Unternehmer.

Die Marktwirtschaft braucht unternehmerischen Wettbewerb wie der Fisch das Wasser. Die Investitionsdynamik, die damit erzeugt werden kann, braucht allerdings, wie zuerst Joseph Alois Schumpeter herausgearbeitet hat, geeignete gesamtwirtschaftliche Rahmenbedingungen. Heute wird weithin missachtet, dass die unternehmerischen Innovationen immer auch ein klares gesellschaftliches Ziel haben sollten.

Daher ist auch die unkritische Übertragung des Wettbewerbsgedankens auf den Standortwettbewerb von Staaten in der Regel nicht mit dem unternehmerischen Wettbewerb im Schumpeterschen Sinne zu vergleichen, dem es um die Durchsetzung neuer Produkte und Produktionsverfahren ging. Den Unterschied kann man leicht mit einem berühmten Beispiel der britischen Ökonomin Joan Robinson verdeutlichen: Wenn in einem vollbesetzten Kino ein einziger Zuschauer aufsteht, kann er seine